

## „Sozialökonomie ist nicht mehr das, was sie einmal war, war aber auch nie das, wofür sie gehalten wird“<sup>1</sup>

Rainer Volkmann

- unveröffentlichtes Manuskript - 08.09.2011 -

Sehr konstruktiv wirkt diese Überschrift nicht. Da weder eine Zeitbezogenheit noch definitorische Präzisierung enthalten ist, hat diese These bereits eine hohe Immunisierung erreicht. Mit Immunisierung vor jeglicher Kritik erreicht man eine immerwährende Gültigkeit, auch, weil mangels definitorischer Klarheit jeweils subjektive Interpretationen möglich sind. Der folgende Beitrag bildet daher einen Suchprozess einer Erfassung von Sozialökonomie ab, der offengelegt wird – so wie am Ende auch definitorische Angebote zur Diskussion gestellt werden.

### 1 Beginn: Der doppelte Blick

Zu Beginn sei aus einer Trauerrede des Grafen Mirabeau auf Francois Quesnay (1694-1774) zitiert: „Er entdeckte in der Medizin die animalische Ökonomie, in der Metaphysik die moralische Ökonomie, in dem Ackerbau die politische Ökonomie, und indem er ein Ganzes bildet aus allem, was der Mensch sich vorstellt, auffasst, betreibt, leitete er alles zur Einheit zusammen unter dem doppelten Gesichtspunkte unserer Rechte und Pflichten, welche uns Gott vom Augenblick seines schöpferischen Willens an gegeben und uns in dem großen Gesetze der natürlichen Ordnung sichtbar gemacht hat“.<sup>2</sup> Mit dieser Trauerrede wird ein Lob erteilt für die ökonomische und politische Leistung der „economistes“ (später: Die Physiokraten) des 18. Jahrhunderts in Frankreich, nicht nur erstmals ein makroökonomisches Kreislaufbild einer Volkswirtschaft zu entwickeln, welches bereits stilisierte Faktoren nutzte und folglich zur Abstraktion zwang, sondern auch die Abhängigkeit der Reproduktion der Herrschenden von der Produktivität gerade jener „Klassen“ verdeutlichte, die wiederum politisch eher rechtlos waren.<sup>3</sup> In diesem „tableau economique“ wird als sog. „sterile“ Klas-

---

1 Dieses Zitat geht auf eine Tagung von Volkswirten im Jahr 1967 in London zurück. Das Thema der Tagung lautete: Is the business cycle obsolete? Hierin drückte sich Angesichts stetiger Prosperität der Industrieländer nach dem 2. Weltkrieg die zunächst empirisch unterstützte Hoffnung aus, dass der kapitalistische Konjunkturzyklus wohl der Vergangenheit angehört, zumal alle Industrieländer über ein entwickeltes wirtschaftspolitisches Interventionsinstrumentarium verfügten. Sirkin (1972) gab in einem Aufsatz die gar köstliche Antwort: Business cycles aren't what they used to be and never were. Dieses „bon mot“ habe ich mir entliehen und etwas umgewandelt.

2 Krucyski. Die „animalische Ökonomie“ ist der gleichzeitigen Entdeckung des tierischen und menschlichen Blutkreislaufes durch den englischen Arzt geschuldet, welches sich grafisch mit dem „tableau economique“ als Nutzung für ein Kreislaufbild der ökonomischen Geldströme einer Volkswirtschaft anbot. Außerdem konnte mit grafischen „Linien“ auch der Euklid'schen Exaktheit entsprochen werden, einer „Voraussetzung“ für „Wissenschaftlichkeit“. Der gegenwärtigen Trend zur Formalisierung der Wirtschaftswissenschaften mag diese Unsicherheit.

3 In Deutschland wurde die physiokratische Lehre einzig in Baden am Hofe des Markgrafen Carl Friedrich von Baden auch als praktischer Versuch in drei ausgewählten Dörfern (Dietlingen, Bahlingen und Theningen) im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts durchgeführt. Vgl. J. Kuczynski; Zur Geschichte der bürgerlichen politischen Ökonomie. Berlin (DDR) 1960, S. 377 ff.

se das vorindustrielle Bürgertum noch nicht in ihrer wertschaffenden Qualität begriffen; schließlich handelt es sich in dem 1758 (?) zuerst veröffentlichtem Schema um eine Gesellschaft im Übergang von spätfeudaler zur erwerbswirtschaftlichen Ordnung. Die Bourgeoisie wird sich später zunehmend seiner historischen Aufgabe bewusst werden, „...die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung (zu ertränken,R.V.)“.<sup>4</sup>

Man mag Gefallen finden an der sprachlich sehr gefeilten Respektbekundung Mirabeaus, wird hier doch die analytische Vielschichtigkeit des Francois Quesnay wertgeschätzt .Der tierische Blutkreislauf („animalische Ökonomie“) gibt nach seiner Entdeckung 1628 durch den englischen Arzt Harvey die Folie, nach der das Zusammenwirken der mit Geldströmen verbundenen und daher voneinander abhängigen „Klassen“ offengelegt wird.<sup>5</sup> Der revolutionäre „Sprengstoff“ wird von der politischen Ökonomie geliefert, wenn die Physiokraten das physische Überleben sowohl der herrschenden Klasse der Grundeigentümer inklusive des Königs als auch der demnächst das bürgerliche Zeitalter initiierenden Bourgeoisie abhängig sehen von der agrarischen Überschussproduktion gerade jener, die die politische Unterschicht darstellen. Mit der moralischen Ökonomie wird Partei ergriffen für eine (nur historisch?) wichtige Klärung, ob die Steuerlast willkürlich oder nach der produktiven Leistungsfähigkeit verteilt werden soll. Der Bezug zur hier angedeuteten „Moral der kollektiven Identität“ wird weiter unten noch angesprochen. Aber erahnen lässt sich ein erster Baustein unserer Frage nach der Sozialökonomie, wenn wir uns der obigen Trauerrede erinnern: Sie enthält einen „doppelten Gesichtspunkt“ (Mirabeau) von Rechten und Pflichten. Nun ist der Begriff „Gesichtspunkt“, zumal dann auch der „doppelte“, Synonym für Perspektive, Sichtweise und Standpunkt. Unser Zitat enthält also keinen isolierenden, sondern einen komplementären („doppelten“) Ökonomiebegriff: animalische, moralische, politische Ökonomie. Am Vorabend der französischen Revolution wird ein Ökonomieverständnis gelobt, welches sich später einmal in der Hinwendung zur a-gesellschaftlichen Neoklassik (etwa ab 1870) seiner gesellschaftlichen Erkenntnischancen durch formale Professionalisierung wieder berauben wird. Hier noch – in der Trauerrede – wird den ökonomischen Wissenschaften der doppelte Blick für Perspektive, Standpunkte und Sichtweisen anempfohlen. Und dieser doppelte Blick darf im Nachhinein und Konfrontation mit dem heutigen Ökonomieverständnis sogar als ein „moderner“ bezeichnet werden. Schließlich entwertete er – zumindest trug er dazu bei - tradiertes Denken der damaligen merkantilen Ökonomie, deren Reichtumsbegriff eng mit dem bloßen (Außen-)Handel, mit der höfischen Schatzbildung und eben nicht mit der inneren Wertproduktion verbunden war. Betrachtet man das Werk der Physiokraten, wird der damaligen Legitimität politischer Herrschaft aus religiösen Weltbildern nun vernunftgemäß deren ökonomische Abhängigkeit von Überschussproduktion der „Arbeitenden auf dem Land“ entgegengesetzt. Die politisch Herrschenden kommen da schlecht weg, da sie - so wird im tableau eco-

---

4 K.Marx; F. Engels; Manifest der kommunistischen Partei. Peking 1970 (Erste Auflage, 2. Nachdruck der deutschen Originalfassung von 1848), S. 35

5 Allerdings ist diese Sicht nicht unumstritten; was zumindest aus der überraschend breiten Diskussion in neuerer Zeit entnommen werden kann. Vgl. O. Issing (Hrsg.); Geschichte der Nationalökonomie. 4. München 2002, S. 52 ff.

nomique deutlich - parasitär nur von den Zwangsabgaben der niederen Stände leben. Am Ende wird die Religion, eben noch Herrschaftslegitimation, zur Privatangelegenheit: „Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen“<sup>6</sup>. So standen die Annahmen der Physiokraten damals in Beziehung zum Entwicklungsstand der französischen Wirtschaft. Sie erfassten den gesellschaftlichen Status; und mit dem „doppelten Blick“ von Abhängigkeit und Folgen gelang ihnen eine Krisenerklärung, die bereits fortschrittliche Utopieelemente in sich barg. Will heißen: Dass Sozialökonomie immer zum Entwicklungsstand der Wirtschaft, Gesellschaft in Beziehung steht, ist erst einmal Tautologie, weil keine Sozialwissenschaft außerhalb einer konkret vorfindlichen Gesellschaft vorstellbar ist. Entscheidend ist vielmehr, dass sich Sozialökonomie dieser Tatsache bewusst sein muss, wenn sie das Bestehende behandelt. Dies ist kein passives „zur Kenntnis nehmen“, sondern ein aktiver Prozess, der Fragestellungen, Zeitplanung und Arbeitsergebnisse beherrscht und mit dem doppelten Blick auf Entwertung und fortschrittlicher Utopie einen Erkenntnisprozess initiiert, der den Horizont der gesellschaftlichen Möglichkeiten streift.

Aber dieser Entwertungsprozess ist ein immer währender, der eben nicht mit der bloßen Zurückdrängung etwa des Religiösen ins Private aus unserem obigen Beispiel beendet war. Das wäre nur ein Beispiel; wir hätten ihn nur historisch, aber nicht methodisch genutzt für das Begreifen von gesellschaftlicher Entwicklung. Wenn die historische Emanzipation von der religiösen „Fremdbestimmung“ letztlich in neue Fremdbestimmung durch Unterordnung unter Tauschmärkte und ihrer „Gesetzmäßigkeiten“ führt, ist das Projekt der Moderne als Schaffung selbstbestimmter Praxisformen gerade nicht beendet. Mehr noch, wird es erst dann zu einem allgemein unternommenen Autonomievorhaben, wenn alle Lebensbereiche den fremdbestimmten Tauschprozessen unterzogen sind. Wir sind also nicht in der „Postmoderne“ sondern in der Moderne mittendrin. Sozialökonomie - also der doppelte Blick auf Bestehendes und Mögliches? Sozialökonomie - also ein Lehr- und Forschungsprozess der Moderne?

## **2 Der doppelte Blick: Sozialökonomie ist Kritik**

Der „doppelte Blick“ (Mirabeau) hieße für die Sozialökonomie: Er ist einmal auf das Tradiertere, das Bestehende zu lenken. Dies ist schlicht das Untersuchungsfeld und liefert das Forschungs- und/oder Veranstaltungsthema. Daraus leiten sich einzelne Themen und Arbeitsaufgaben ab. Aber wenn der „doppelte Blick“ das tradierte Untersuchungsfeld auch als einen anstehenden Entwertungsprozess zu begreifen verlangt, gilt es, die Blockaden gesellschaftlichen und ökonomischen Fortschritts zu erkennen, also zuvorderst die historischen Dimensionen der Untersuchungsfelder und die daraus folgenden Interessenslagen zu begreifen.

Dies beinhaltet „Kritik“, also analytisch sowohl auf aber eben auch zu verdeutlichen, wie unsere Kritik zustande kommt, welchen Bewertungen wir dabei folgen. Aber diese ist nur sinnvoll, wenn ihr der Publikumsbezug gegeben ist. Dieser war gesichert bei – hier nur beispiel-

---

<sup>6</sup> Ebenda S. 37

haft genannter –Hinwendung zu gesellschaftlichen Problemen der Revolution, der sozialen Frage während der „industriellen Revolution“ und der Durchsetzung des Interventionsstaates, die wir chronologisch mit den letzten zwei Jahrhunderten erfasst haben. Nicht akademischer Autismus, sondern das Eingehen auf gesellschaftliche Erwartungen an die Wissenschaften sicherte die Unterstützung der Wissenschaft. Dort war sie verortet, von dort holte sie ihre Aufträge ab. Dies war nicht nur auf die Wissenschaften beschränkt: Wenn im 19. Jahrhundert in Frankreich die realistischen Maler, in Deutschland dagegen die romantischen Maler dominierten, wird verständlich, dass Delacroix sein Gemälde: „Die Freiheit führt das Volk“ (1830) nur in Frankreich, nicht aber im ängstlichen Deutschland einbringen konnte, wo die Liquidierung des Feudalismus erst noch befürchtet wurde und Hoffnung aus der trostlosen Existenz eher romantisch mystifiziert wurde. Also musste für Deutschland ein Casper David Friedrich oder ein Spitzweg her. So haben wir, anders als bei den Philosophen, die in geistigen Konstruktionen leben können, auch bei den Malern stets den Alltag in Motiv und Technik gespiegelt. Folglich hat der Alltagsmensch regelmäßig zumindest eine „Meinung“ zum künstlerischen Werk, unabhängig von seiner ästhetischen Fachlichkeit. Diese Überhöhung der Öffentlichkeit ist keinesfalls andienlich gemeint, da sowohl zentrale Fragen als auch ein bestimmtes „Volkswissen“ immer wieder ein Korrektiv bilden für ahistorische „Professionalisierung“ sowie zunehmende „Mikroorientierung“ der Sozialwissenschaften.

Aber die Spannung zwischen professioneller Ausdifferenzierung und gesellschaftlicher Integration der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften bliebe kraftlos, wenn von der Wissenschaft und ihren Betreibern eine Übereinstimmung, also eine „Moral kollektiver Identität“ immer schon vorausgesetzt wird. Das wäre „main stream“ – heute zu Recht als verbreiteter Vorwurf bekannt. Um die „Moral kollektiver Identität“ kann sich nur der einzelne Wissenschaftler mittels seiner Wissenschaftsfreiheit bemühen, was dann aber zur durchaus fruchtbaren Trennung von anderen führt. Aber diese Differenzierung schärft das Verständnis, dass zur Wissenschaft immer Kritik gehört. Wo diese fehlt, erfolgt auch keine Überprüfung von Theorien und Klärung ihrer Entstehungsbedingungen. So ermöglicht erst die Bereitschaft, sich als Wissenschaftler einer kollektiven Identität unterzuordnen, die Differenzierung dieser Position durch andere. Damit wird eine Dialektik des wissenschaftlichen Suchprozesses initiiert, denn der klaren Positionsbestimmung muss zwangsläufig die Gegenbewegung explizit in der Debatte folgen bzw. fordert diese erst heraus. Gleichzeitig erleichtert das Feld dieser Bewegung und Gegenbewegung eine Profilierung, die dann eine Herausforderung auch für die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit darstellt, die ursprünglich den Wissenschaftler mit ihrer „kollektiven Identität“ herausgefordert hatte. Anders: Gehört nicht Guericaults „Floß der Medusa“ (1819) deshalb zum Besonderen der Kunstgeschichte, weil es die Konfrontation kollektiver Identitäten gerade durch das Abbilden des (der ?) schwarzen Unterdrückten, der gegenüber den weißen gescheiterten Herrschern seine individuelle Glückserwartung (Blick in die – historische - Ferne !) aufrecht entgegen hält?

Sozialökonomie muss auch einem Trend entgegen stehen, der Reflex eines Skeptizismus ist. Die Abkoppelung der Sozialkritik in den Sozialwissenschaften ist angesichts Globalisierung, Klimakatastrophe, Zusammenbrüche ehemals sozialistischer Länder (hier kurz populistische

Schlagworte) und vielem mehr zwar nicht zu rechtfertigen, aber zu erklären. Die Vorstellungen von alternativen Entwürfen als Kritikbestandteil waren immer gesellschaftliche, auch im partiellen als Alternativen zu jeweiligen Teilbereichen. Diese Entwürfe waren eine sozialkritische Auseinandersetzung; die Handelnden waren die vertrauten Akteure als Klasse, professionelle Gruppe oder agierende Betroffene. Ihre Kraft war das humane Agieren, die Solidarität und die Nutzung wissenschaftlicher Kenntnisse als Quelle der politischen Überzeugungskraft. Die mit dem Neoliberalismus begünstigte „Individualisierung“, oft in der Konstruktion des a-gesellschaftlichen idealen Individuums mit vollkommener Information und Flexibilität versehen, führt zur Überhöhung dieses Akteurs bezüglich des Zukunftsentwurfes, der – noch schlimmer – sogleich ein endgültiger war. Dieser – ausgestattet mit den Errungenschaften grenzenloses Vertrauen erweckender Technologie – wird zum handelnden Subjekt, nicht mehr die vertrauten Akteure, die ihre Modernität aus einer historisch gegebenen Kultur und Sozialkritik erhalten. Entwicklung ergibt sich somit aus dem Zusammenwirken eines konstruierten Individuums, dessen Instrument folglich kein gesellschaftliches ist, sondern die individuell immer bestmöglich genutzte gegebene Technologie. Dass deren Anwendung selbst gesellschaftlich differenzierten Bedingungen unterliegt und erst nach Erfassung dieser überhaupt gewürdigt werden kann, hat Marx schon in seiner Auseinandersetzung mit dem klassischen Ökonomen John Stuart Mill in „Über die große Maschinerie“ geklärt.<sup>7</sup> Von dieser Sicht sind wir weit weg; unsere Konstrukte verzichten auf eine historisch-gesellschaftliche Einbettung. Gar köstlich: Die gegenwärtige weltumspannende Wirtschafts- und Finanzkrise ist von keiner (!) modellierten Abbildung der Welt vorhergesehen worden. Aber der nun – versuchsweise - bevorzugte neue „homo oeconomicus“ mit asymmetrischer Information, biologistisch uns Alltagsmenschen angenähert, kann weiterhin seinem Bewertungssystem nicht entfliehen, mit dem die Wirtschaftswissenschaften ihn weiterhin einhegen und damit vor Geschichte als auch Gesellschaft schützen. Kritik als Lehre aus der großen Krise sähe anders aus.

### **3 Doppelter Blick: Sozialökonomie ist Gesellschaftsanalyse**

Der Begriff Sozialökonomie muss geklärt werden. Es gibt Missverständnisse. Nicht auszuschließen ist eine naive Interpretation, mit Sozialökonomie den Anspruch zu erheben, die Folgen ökonomischer Prozesse und Entscheidungen in den Kategorien von Betroffenheit und sozialen Kosten zu überprüfen. Diese im Wortsinn „fürsorgliche Ökonomie“ mag pädagogisch den analytischen Blick für die „außerökonomischen“ Dimensionen ökonomischer Entscheidungen schulen und geht damit angeblich über den eindimensionalen neoliberalen Blick hinaus. Aber Neoliberale gewähren nicht uneigennützig Auskunft zum Stellenwert außerökonomischer Handlungsfelder, um etwaige Blockaden des neoliberalen Entwicklungspfades zu antizipieren. Dies wird etwa deutlich in ihrer Abgrenzung zur sog. Neoklassik, die als reine Theorie nur eine ökonomische Effizienz aufzeigen kann, nicht aber wie der Neoliberalismus alle menschlichen Beziehungen zu Tauschbeziehungen totalisieren möchte und darüber hinaus den Markt als ethisches Prinzip begreift. Der „doppelte Blick“ kann also auch ein neoliberaler sein. Aber was diesen doppelten Blick dennoch einseitig fokussiert, ist die Aushebelung

---

<sup>7</sup> K. Marx; Das Kapital . Erster Band, IV: Abschnitt 13. Kapitel: Maschinerie und große Industrie Berlin 1972 S. 391 ff.

kollektiver Interessen zugunsten einer Privatisierung von Politik, ohne Öffentlichkeit, in informeller Form. Die Durchsetzungsfähigkeit von politischen Entscheidungen, die selbst nicht mehr demokratisch legitimiert sind, weil sie mit ihren Folgen der materiellen Verschlechterung der Lebenslagen großer Teile der Bevölkerung gar keine parlamentarischen Realisierungschancen hätten, verlangt Anwendungen einer breiten Herrschaftstechnik von wenigen Eliten für (gegen ?) alle im nicht-öffentlichen Raum. Man möge nur an die „Rankings“, an die Aktivitäten der Stiftungen und „think tanks“ und „Bologna-Prozesse“ denken. Als Trost bleibt dann nur: „Du bist Deutschland“.<sup>8</sup>

Freilich ist dies nicht Sozialökonomie. Weiter hilft nur, sich der ursprünglichen Intension der Sozialwissenschaften zu erinnern, welche sich als Gesellschaftswissenschaften verstehen. Nur ist dies bald ein „Unwort“, dessen Verschwinden sowohl politisch erklärt werden kann als auch dem gegenwärtigen unbefriedigenden Zustand der Sozialwissenschaften zu verdanken ist. „There is no such thing as society“ (M. Thatcher), sondern eine immerwährende Ansammlung von Menschen, also Frauen und Männer<sup>9</sup>. So werden alle empirischen Differenzen in Fähigkeiten, Verhaltensweisen auf individuell zurechenbare Entscheidungen zurückgeführt. Wozu ist da die „erklärende“ Kategorie „Gesellschaft“ notwendig? Wozu eine „Wissenschaft von den Vorgängen, vom Ursprung und der Entwicklung dieser Dinge und vom Zusammenhang (Sic!, R.V.), der diese Naturvorgänge zu einem großen Ganzen verknüpft“?<sup>10</sup> Aber dieser ist auch flüchtig geworden, wenn der national-geografische, kulturell und sprachlich homogene, werte-konsensuale und politisch hegemoniale Gesellschaftsbegriff nunmehr seiner kollektiven Bindungskräfte beraubt wird und im Inneren von der Individualisierung, von außen durch den Multikulturalismus und Koexistenz inhaltlich ersetzt ist. War „Gesellschaft“ immer der Zwang zur Abstraktion; um hinter den Phänomenen die Tauschbeziehung, hinter bloßen Begriffen immer das gesellschaftliche Verhältnis zu erkennen, und mit Kritik immer das „Zwangsläufige“ nicht das „Fehlverhalten“ zu treffen, wird dies alles nun einer Mikroorientierung und Mikrodifferenzierung geopfert. Hätte eine Sozialökonomie mit dem Verzicht auf offensive Gesellschaftsanalyse mit einem Geburtsfehler begonnen? Er wird historisch verständlich, da eine institutionelle Durchsetzung von Sozialökonomie nur durch breite Zustimmung in Fachbereichen und Gremien ermöglicht wird. Aber dieses Leugnen der eigentlichen Absicht einer ökonomisch, also materialistisch fundierten Gesellschaftsanalyse erleichtert ihre politische Durchsetzbarkeit zu Gunsten einer dann diffus und unspezifisch bleibenden Befassung mit ökonomisch „relevanten“ Problemstellungen, denen dann meist arbeitsteilig eine gesellschaftliche „Folgenanalyse“ aufgesetzt wird. Mit begründeter Betroffenheit und Empörung enden dann die zur Bewertung anstehenden studentischen Arbeiten. Seltsam, dass Mirabeau in seiner Trauerrede keine Trauer erkennen lies.

---

8 Recht umfassend dazu Ch. Butterwege u.a.; Kritik des Neoliberalismus. Wiesbaden 2007, S. 273 einschließlich einer Kritik des liberalen Konzeptes der „Zivilgesellschaft“

9 Margaret Thatcher in einem Gespräch mit Women's Own magazine 31.10.1987

10 F. Engels; Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Berlin 1927, S. 53

#### 4 Doppelter Blick: Sozialökonomie verlangt Geschichte

Sozialökonomie verlangt „Geschichte“, weil die Lehre von der Entwicklung der produktiven Kräfte sowie der Reichtumsbestimmung immer ein historischer ist. Es ist zu begreifen, was historisch-spezifische Ursachen, Hindernisse und gesellschaftliche Lösungen der notwendigen Entwicklung der „surplus“-Produktion waren und welche theoretisch-abstrakte Abbilder von Vorstellungen wirtschaftlicher Zusammenhänge diesen Werdegang je ermöglicht haben. Dabei führt das „surplus“-Argument keineswegs zur Exklusion von Theorien, da es in jeder schlichten Lehre von der ökonomischen „Knappheit“ bereits enthalten ist. Nur fehlt regelmäßig der Bezug zur je historischen Überwindung von Knappheit und anschließenden Verteilung des Überschusses. Und nur mit diesem doppelten Blick, wie die surplus-Produktion erfolgte – also Analyse des Bestehenden, und was Anlass für das Betreten der neuen Welt des Möglichen als konkrete und erreichte Utopie war, begreifen wir erst den hohen Erklärungs- und Erkenntniswert von Sozialwissenschaften, sofern sie den Spannungsbogen zwischen Bestehendem und Möglichem als wissenschaftliches Instrument nutzen. Übrigens: Dieser Spannungsbogen ist „Geschichte“.

Die erwähnten Physiokraten leiteten aus der religiösen Fremdbestimmtheit der Herrschaft ökonomische Hindernisse der notwendigen „surplus“-Produktion ab. Freilich konnten sie die wertschaffende Qualität des Arbeitseinsatzes der Bourgeoisie noch nicht als theoretisches Schwert andienen (daher auch die fehlerhafte Charakterisierung der Händler und Manufakturisten als „classe sterile“). Hier wurde noch ein nebulöses Zusammenwirken von Naturkräften (Physis = Natur) und Arbeit in der Bewirtschaftung des Bodens behandelt. Aber der „doppelte Blick“ auf Ursachen der feudalen Stagnation sowie Handlungsanweisen zu ihrer Überwindung führt vom Außenhandel als Reichtumsquelle zum sorgfältigen Einsatz von Arbeitskräften in der (Land)Wirtschaft. Noch etwas gebrochen wirkt auch die doppelte Einsicht: „Die Arbeit ist der Vater und das aktive Prinzip des Wohlstandes, so wie der Boden seine Mutter ist“<sup>11</sup> Die objektive Wertlehre der Klassik wird dann endgültig zur Waffe des Bürgertums im Kampf um Emanzipation von den feudalen Blockaden güterwirtschaftlicher Unterversorgung. Und ihre objektive Wertlehre birgt einen voranbringenden Humanismus, ist doch Arbeit Quelle des güterwirtschaftlichen Reichtums, folglich ein pfleglicher Umgang mit den Arbeitenden notwendig. Diese haben also die Pflicht zu arbeiten, also nicht „bettelnde Vagabunden“ zu sein. Und ebenso sollte man Verbrecher nicht aus der Gesellschaft „entfernen“, sondern sie zur Zwangsarbeit verpflichten.<sup>12</sup> Aber den Widerspruch zwischen erarbeitetem Ertrag der Arbeit und seiner Entlohnung, von A. Smith unbefriedigend als „Vorenthaltung“ des den Arbeitenden eigentlich zustehenden Quantum „erklärt“, wird von Marx mit dem Begriffspaar Wert der Arbeit und Wert der Arbeitskraft gelöst. Freilich haftet dann der bürgerlichen Gesellschaft das Makel der Ausbeutung an, unentrinnbar, weil objektiv abgeleitet aus der Eigentums- und damit der spezifisch bürgerlichen Aneignungsform des produzierten

---

11 William Petty (1623-1687); *The Economic Writings of Sir William Petty*. Neu herausgegeben von Ch. Hull; Cambridge 1899, S. 68.; in: W. Hoffmann; *Sozialökonomische Studientexte*. BD I: Die Lehre von der Wertbildung, S. 30

12 W. Hoffmann; a.a.O. S. 36

Reichtums. Mit „Ausbeutung“ wird der Widerspruch zum modernen Projekt der Aufklärung geschaffen. Aber es naht Abhilfe: Grenznutzentheorie (Gossen 1810-1858) und subjektive Werttheorie verkörpern nun einen Typus von Theorie, die nicht für einen besonderen Erkenntnisgewinn zu loben wären, sondern das bürgerlichen Zeitalter vom Geruch, auf Ausbeutung zu beruhen, befreien. Für kaum eine Theorie mag so deutlich ihre historische Geeignetheit passen: „Nichts ist mächtiger als eine Idee, deren Zeit gekommen ist“ (V. Hugo 1802-1885). Nun dominieren die subjektiven Präferenzen; es gibt nichts Objektives mehr in der Gesellschaft.<sup>13</sup> Und nahezu unbemerkt kann diese Gesellschaft nun auf allen Stufenleitern der Entwicklung den „Tausch“ als gesellschaftlich bewegendes Moment installieren. Mit der subjektiven Werttheorie, die uns als formalisierte Wirtschaftswissenschaft (Erfindung der Differenzialrechnung ca. 1870!) das Kalkül des Abwägens „was bringt`s, was kostet`s“ mit Grenzkosten und –erlösen beschert hat, haben wir bis heute den Zwang zur Quantifizierbarkeit aller zu berücksichtigenden Faktoren und Effekte. Die Kritik mangelnder gesellschaftlicher Bezüge wird über erhebliche Prämissensetzungen aufgehoben: Wenn alle Menschen je einem Produktionsfaktor zu zuordnen sind (Boden, Kapital, Arbeit) und jeweils ihr Ziel „maximieren“, braucht man nur addieren: Drei mal ein Maximum für Boden-, Kapital- und Arbeitskraftbesitzende ergibt ein Gesamtmaximum – für „die Gesellschaft“. Und diese ist wiederum nichts anderes als – eben –die Summe ihrer Boden-, Kapital- und Arbeitskraftbesitzenden: „There is no such thing as society“(M. Thatcher). Dem ist sogar in dieser Banalität zuzustimmen, zumal die Summe von drei mal eins drei ist. Aber nur unter einer Bedingung gilt diese Rechnung auch in sozialwissenschaftlichen Räumen: Die Beteiligten sind voneinander isoliert! Sobald die Aktivitäten der Handelnden jeweils Folgen zeitigen, die über das eigene Handlungsfeld hinaus gehen und zu Folgen bei anderen führen, erwarten wir daraus je Restriktionen und Erweiterungen für das Gesamtergebnis. Wir haben es dann mit sog. externen Effekten zu tun. Diese heben die analytische Isolierung der Individuen auf – und bringen uns die Gesellschaft wieder zurück. Frau Thatcher kannte also keine externen Effekte, die gleichwohl in allen Einführungsbüchern zur Volkswirtschaftslehre behandelt werden.

Sozialökonomie als Lehre soll den Studierenden die Einordnung von Phänomenen ermöglichen, um ursachenadäquate Verarbeitungen/Lösungen zu entwickeln. Dies ist eher unstrittig, wird aber wohl selten als historischer Prozess begriffen. Der damit übergangene historische Kontext verursacht Inkompatibilitäten von Analyse und Lösung in den Sozialwissenschaften, manchmal auch im Alltag mit „nicht zeitgemäß“ ausgedrückt.<sup>14</sup> Zum anderen würde somit die Sorge begründet werden, dass selbst die ökonomische Wissenschaft die Fragen nach den Ursachen des eigenen Wandels anderen Wissenschaften überlassen muss oder zumindest die Begrenztheit der eigenen Zuständigkeit einräumen muss. Man kann der möglichen Resignati-

---

13 Die historische Notwendigkeit tritt in der sog. Nutzentheorie weit vor ihre wissenschaftliche Ergiebigkeit, was mit folgendem Beispiel verdeutlicht werden kann. Danach nimmt die subjektive Wertschätzung mit zunehmender Gütermengen, über die ich verfüge bzw. konsumiere, ab. Die „letzte“ Gütereinheit, die folglich kaum/keinen Nutzen mehr stiftet, nunmehr in anderer Reihenfolge an erster Stelle aufgeführt, hat wiederum einen hohen Nutzen: Gleiche Gütereinheiten stiften folglich unterschiedliche Nutzen in Abhängigkeit der Reihung!

14 Hier mag aus den internationalen Beziehungen das gescheiterte Bemühen westlicher Länder genant sein, in Afghanistan „Demokratie“ zu installieren.



on ausweichen, indem von Kritik isoliert wird. Das kann gestaltet werden durch autoritäre Lern- und Lehrorganisation als auch durch Einengung auf reine Allokationstheorien, die keine Zeithorizonte benennen, mithin zeitlos sind. Dann hat man immer gültige Erkenntnisse und ist die Geschichte endlich los. Als populäres Beispiel sei hier auf den Neoliberalismus verwiesen, dessen ökonomische Fundierung die Neoklassik darstellt. In dieser wird ein funktionierendes Marktsystem konstruiert, welches durch ein flexibles Zins-,Preis- und Lohnsystem die Räumung aller Märkte verspricht. Zwei Antworten hat die Neoklassik auf die Konfrontation mit einer krisenhaften Realität, die diesem Bild widerspricht: Es liegt dann an den (noch) nicht geschaffenen Prämissen in der Realität, sodass erst diese durch „Deregulierung“ i.w.S. durchgesetzt werden müssen. Dann wird sich jenes in der Realität ergeben, welches zuvor nur gedanklich abgebildet werden konnte. Die andere Antwort verweist darauf, dass die richtigen Ergebnisse bereits antizipiert sind, ihr konkretes Eintreffen wegen der zeitlichen Unbestimmtheit der Theorie aber nicht prognostiziert werden kann.<sup>15</sup>

## 5 Doppelter Blick: Sozialökonomie gleich zwei Disziplinen?

„Im Blick“ von Mirabeau waren zwei oder mehrere Disziplinen. Aber dieser Blick kann auch folgenlos bleiben. Vor 50 Jahren war in einem Lehrbuch zur Wirtschaftspolitik eines bekannten Volkswirtschaftlers von „Nachbardisziplinen“, die sich um die „Ökonomik“ ansiedeln, zu lesen: Rechtswissenschaft, Ethnologie, Sozialphilosophie und andere.<sup>16</sup> Wie denn die Nachbarschaft zu gestalten ist, bleibt verunsichert ausgeklammert: „Der Kürze wegen (das Lehrbuch umfasst immerhin 356 Seiten, RV) muss darauf verzichtet werden, den spezifischen Beitrag zu beschreiben, den die Wirtschaftspolitik von diesen sozialwissenschaftlichen Nachbardisziplinen der Ökonomik erwarten kann“.<sup>17</sup> Dies exemplarisch vorzuführen, ist nicht erstes Anliegen. Vielmehr sind in diesem Zitat Schwierigkeiten angedeutet, den bloßen Beitrag anderer Disziplinen unabhängig von Fragestellungen definitorisch zu bestimmen. Aktiv gewandt definiert sich Sozialökonomie implizit über die Untersuchungsfelder und Fragestellungen; zweitrangig erst über eine Fächerkooperation. Die Stadt(Städte-)Planung mag ein ergiebiges Beispiel sein. Stadtplanung ist Funktionsplanung der abendländischen Moderne. Die Zergliederung in Wohnen, Arbeiten, Nahrung beschaffen, Mobilität, Nutzung administrativer Angebote, Austausch und Information muss regelgebunden erfolgen. Um diese Durchreglementierung erkennbar werden zu lassen – das Bestehende zu erfassen, aber auch zur Erlangung von Erkenntnissen für das „Mögliche“, ist für diese doppelte Aufgabe korrespondierend eine Heraufstufung konkreter Lebenssituationen auf simulationsfähige und folglich wiederholbare abstrakte Verlaufsmuster, zu modellieren. Der Verfasser, selbst mit Untersuchungen zum Thema Stadt befasst, hat hierbei zur „schrumpfenden, wachsenden, sozialen und nachhaltigen“ Stadt erkenntnisreiche Erfahrungen mit der Fächerkombination „Volkswirtschaftslehre-Soziologie“ gemacht. Dies scheint eine bevorzugte Kombination zu sein- aber warum? Nicht schon die Kooperation zweier Disziplinen ist Sozialökonomie; denn diese kann eine „additive“ sein.

---

<sup>15</sup> Hier sei an den ehem. Bundeskanzler Helmut Kohl erinnert, dem das Versprechen von den „blühenden Landschaften“ in den neuen Bundesländern zugeschrieben wird – freilich ohne zeitliche Festlegung.

<sup>16</sup> H. Giersch; Allgemeine Wirtschaftspolitik. Wiesbaden 1961S. 25

<sup>17</sup> Ebenda S. 26

Dann bleiben beide Disziplinen innerhalb ihrer Theoriegebäude und praktizieren für die je andere Disziplin „entfremdete“ Arbeit, da das Arbeitsergebnis in dieser „additiven“ Organisation von Sozialökonomie dann jeweils Ergebnis arbeitsteiliger Vorgehensweise ist. Folglich bleiben die beteiligten Wissenschaftler ihrem Fach treu und den anderen Wissenschaftlern weiterhin entfremdet.

Wenn also zwei Disziplinen beteiligt sind, werden sie ihre fachspezifischen Ergebnisse abliefern. Was ist da Sozialökonomie ? Der Verdacht drängt sich auf, dass dann womöglich nur eine räumliche Nähe der arbeitenden Disziplinen (und Wissenschaftler) mal mehr, mal weniger sozialökonomischen Glanz besorgt - inhaltlich bleibt es diffus.

Auch in der Neuen ökonomischen Geografie haben wir bereits den weiten Blick auf zwei Disziplinen verinnerlicht.<sup>18</sup> Zu erklären ist die räumliche Wirtschaftsstruktur, vor allem die „Ballung“ als Urbanisierungsphänomen. Wenn „natürliche Standortvorteile“ (Wasser, Klima etc.) noch auf historisch begünstigende Ursachen von Agglomerationen verweisen, sind nunmehr endogene zirkuläre bzw. kumulative Prozesse zu verfolgen. Während in der neoklassischen Theorie bei Ungleichgewichten in Faktorausstattung und Prozessen tendenzielle Ausgleichstendenzen- die Annahme der vollkommenen Konkurrenz muss mitgedacht werden- erwartet werden, werden in der Neuen geografischen Ökonomie gerade aus Ungleichgewichten kumulierende Verstärkungen erwartet. Die implizite Kritik an der Neoklassik wird veranschaulicht durch die Berücksichtigung von positiven technologischen Externalitäten (technologische spill-over-effekte) und Marktgrößeneffekte. In Anlehnung an die Attraktivität „großer Absatzmärkte“ – also der Realisierung von economies of scale durch Unternehmen – sind Unternehmen in der Lage, höhere Löhne zu zahlen, was qualifizierte Arbeitskräfte attrahiert. Gleichzeitig dürfte die Kaufkraft der (hohen) Löhne auch durch eine umfassende Verfügbarkeit aller Waren auf großen Märkten realisiert werden, zumal die Verfügbarkeit auch mit geringen Transportkosten „aus der Nähe“ verbunden ist. Hier wird eine zirkuläre Überlegung angeboten, die zu einem kumulierenden Wachstum eines qualifizierten Arbeitsmarktes führt. Das Transportkostenargument besorgt einen zweiten Effekt: Zulieferer und Endfabrikanten nutzen bei räumlicher Nähe die Transportkostensparnis, was wiederum über mögliche Preissenkungen der Endprodukte die gezahlten Löhne real aufwertet. Plausibel wird daher ein kumulativer Agglomerationsprozess, sofern im Ausgangszeitpunkt ein Ungleichgewicht in der Arbeitskräfteverteilung, bei Ressourcen usw. vorherrscht. Dieses wird nun nicht durch neoklassischen Wettbewerb ausgeglichen, sondern gerade agglomerativ verstärkt. Der Zusammenhang zu unserer Fragestellung ist dann: Akzeptieren wir den soeben angebotenen Erklärungsweg für wachsende Agglomerationsräume, die sogar für die sog. Clusterbildung geeignet erscheinen, betreten wir analytisch durchaus quantitativ unpräzise Untersuchungsfelder. Allenfalls mathematisch können Grenzwerte des Reallohns, der Transportkosten, der economies of scale, deren Überschreiten Arbeitskräftemobilität, Zuzug von liefernden Fir-

---

18 P. Krugman; Increasing returns and economic geography, in: Journal of Political Economy, Vol. 99 (1991a), S. 483-499; ders.; On the relationship between trade theory and localization theory, in: Review of international Economics, Vol. I (2) (1993), S. 110-122. Eine informative Übersicht zur Neuen Ökonomischen Geografie stellt das Buch dar: P. Krugman; Geography and Trade. Cambridge (Mass.) MIT Press 1991.

men und wettbewerbliche Preissenkungen mit Reallohnaufwertung intendieren, abstrakt benannt werden. Dennoch kann man nicht die „außerökonomischen“ Besonderheiten der sozioökonomischen (und natürlichen!) Einflussgrößen widerspruchsfrei einer formalen Berechnungsweise unterziehen, von der politischen Verfasstheit der betrachteten Region und parteilichen Rivalitäten ganz abgesehen. Aber der neuen geografischen Ökonomie gelingt eine zunächst nicht besonders auffallende Synthese von ökonomischer Analyse, die um die Räumlichkeit (Geografie) erweitert wird. Wenn dann die Attraktivität des qualifizierten Arbeitsmarktes etwa eines Clusters oder Agglomerationsraumes vom Ausmaß der Lohndifferenziale abhängt, eröffnet sich weiterführend die Notwendigkeit, jene Faktoren regionalspezifisch zu untersuchen, die trotz vorhandener Lohndifferenziale dennoch keine Arbeitskräftemobilität beobachten lassen. Zu analysieren sind jetzt die „Milieus“, die die Mobilität bei sonst gleichen Lohndifferenzialen begrenzen und zur Erfassung des gesamten Reproduktionsbereichs führen. Wenn dazu der Bereich „Kultur“ auch als Angebot für gesellschaftliche Einordnungen des Individuums, aber auch als Gelegenheit der langfristigen „Subversion“ interpretiert wird, entsprechend also „Kulturproduktion“ für die gesellschaftliche und geografische Bindung von Menschen sorgt, ist politische Soziologie gefordert. Aber in diesem Beispiel haben die Fächer nicht eine „additive“ Fragestellung, sondern einer „integrative“. Die Wirtschaftsgeografie stellt die Fragen; die Ökonomie und die Soziologie sind zur Beantwortung gefordert. Ihre Antworten müssen zirkulär zurückführen zum von der Wirtschaftsgeografie benannten Problem wachsender regionaler Ungleichgewichte.

Wir brauchen eine theoretische Erfassung dessen, was sonst nur im „ungefähren“ diffus als „Sozialökonomie“ angedeutet werden muss.

## 6 Externe Effekte und Sozialökonomie

Die soeben behandelten Beispiele wohl „additiver“ Kooperation haben „Entfremdung“ der beteiligten Wissenschaften nicht ganz verhindern können – und damit noch nicht Sozialökonomie absichern können. Wenn gegen Entfremdung nur eine „revolutionäre“ Änderung der „Produktionsverhältnisse“ hilft, muss folglich „Sozialökonomie“ revolutionär ihre Produktionsverhältnisse – also die wissenschaftliche Organisation - von der „additiven“ zur „integrativen“ ändern. Hier können die sog. externen Effekte helfen, die – erinnert sei an „Maggie Thatcher – die Gesellschaft uns wieder zurück bringen. Diese sind insbesondere in den Wirtschaftswissenschaften sowohl als negative als auch positive bekannt und erfassen Einflüsse, die von der „...Aktivität einer Wirtschaftseinheit auf andere Wirtschaftseinheiten ausgeübt werden, ohne dass diese durch einen Preismechanismus gesteuert werden“.<sup>19</sup> Unter Berücksichtigung des Geldsystems gäbe es im Fall externer positiver Effekte also anteilige Gewinne für die externen Begünstigten, sodass den Verursachern der Effekte nicht alle Gewinne zufallen. Insbesondere durch das Vordringen ökologischer Probleme (Emission, Lärmbelästigung u.ä.) hat die ökonomische Verarbeitung dieser Phänomene zugenommen. Externe Effekte

---

<sup>19</sup> Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften. 2. Band Tübingen u.a. 1980; S. 524: „Externe Effekte“. Ein Beispiel mag hilfreich sein: Die Anlage eines gepflegten Gartens erhöht – unentgeltlich – die Wohnqualität der Nachbarn.

können so auch verstanden werden als Erkenntnissteigerungen im Wissenschaftsprozess, die über das hinaus gehen, was eine monodisziplinäre Forschungs- oder Lehrorganisation zulässt. Mit dem „Verursacherprinzip“ wird beispielsweise versucht, im Falle negativer externer Effekte zusätzliche Steuern bei Verursachern zu erheben, um deren privaten Gewinn um diese gesellschaftlichen Kosten zu reduzieren. Aus diesem Steueraufkommen können Entschädigungen für die mittelbar Betroffenen geleistet werden. Für unsere Zwecke werden nur die externen positiven Effekte weiter betrachtet; gleichzeitig interpretieren wir unseren Untersuchungsgegenstand der „Sozialökonomie“ als Prozess der wissenschaftlichen Erkenntnisgewinnung. Daher verwenden wir nicht mehr „Nutzensgewinn“, sondern „Erkenntnisgewinn“. Ein positiver externer Erkenntnisgewinn entsteht, wenn die fachspezifische Analyse zu Resultaten führt, die gleichermaßen der anderen Disziplin Erkenntnisgewinn ermöglicht. Blicke der Erkenntnisgewinn in der gleichen Disziplin, käme es nicht zu „externen Effekten“, da der Erkenntnisgewinn ja Output wäre und den Bemühungen der Beteiligten in dieser Disziplin unmittelbar zurechenbar ist. Dies könnte mit folgendem Beispiel verdeutlicht werden: Karl Marx hat für seine Reproduktionsschemata die Kreislaufbetrachtung des „tableau économique“ (Quesnay) aufgegriffen. Nicht der antifeudale Impetus, sondern die kreislauftheoretische Betrachtung war ihm ein intellektueller Input, um damit eine inter- und intrasektorale Analyse der Voraussetzungen für eine stagnierende bzw. wachsende Wirtschaft im Kapitalismus zu entwickeln.<sup>20</sup> Hier läge ein „trivialer“ positiver externer Effekt vor; er enthielte quasi kostenlose Abschöpfung wissenschaftlicher Erkenntnisse durch „die andere Disziplin“. Abgesehen von der im Alltag auf Dauer untauglichen Variante solch einer interdisziplinären Kooperation, in der einseitig eine unentgeltliche Erkenntnisübertragung erfolgte, entsteht weiterer Klärungsbedarf: Angenommen, in der Kooperation zweier Disziplinen werden von der Beteiligten der Disziplin A Arbeitsergebnisse erbracht, die gleichermaßen den Beteiligten der Disziplin B zur Verfügung stehen. Der hier offenbare Widerspruch lautet: Sofern zwei Wissenschaftsdisziplinen betrachtet werden, unterscheiden sie sich in ihren je eigenen Methoden, Theoriekonstruktionen und Probleman näherungen. Die erfolgten Qualifizierungen in diesen Disziplinen sorgen für Differenzierungen im Wissenschaftsprozess. So wird schwer vorstellbar, dass die je andere Verfasstheit der Disziplinen Resultate liefert, die sich als dann fachunspezifisch beiden Säulen als Bereicherung erweist. Es wäre dann eher die Beteiligung der je anderen Disziplin (hier: Disziplin B) in Frage zu stellen: Wozu noch Soziologen, wenn die Ökonomen ihnen die Resultate kostenlos als externe Effekte liefern - und umgekehrt?

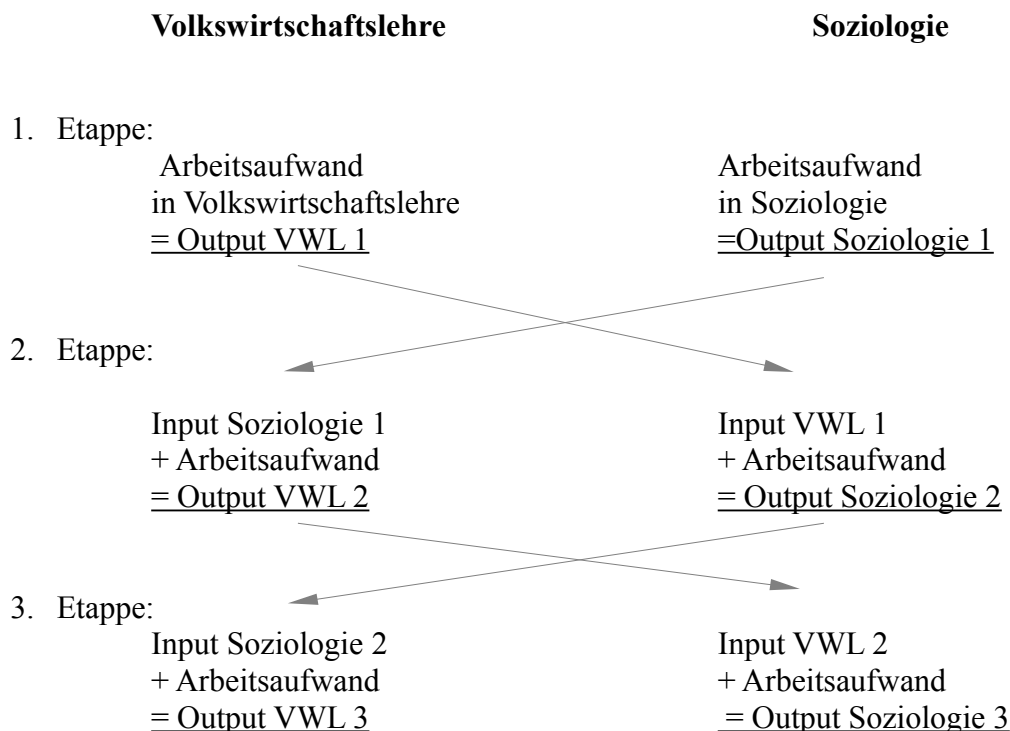
Daher müssen wir eine „Hierarchisierung“ der externen Effekte unternehmen, um die Kooperation sinnvoll zu begründen und gleichzeitig die Eigenständigkeit der beteiligten Disziplinen zu bestätigen. In unserem Quesnay-Marx-Beispiel war die Hierarchisierung eine zeitlich zwangsläufige. Weiter helfen „Output“ und „Input“ aus der betrieblichen Produktionstheorie, mit denen Produktionsergebnis sowie Einsatz der Produktionsfaktoren benannt werden. Unsere oben geschilderten Probleme beinhalteten ein falsches Verständnis von Kooperation, weil es Interdisziplinarität allein schon als gegeben betrachtete, wenn das Ergebnis (Output) der beteiligten Disziplin A gleichermaßen als externer positiver Effekt der Disziplin B in der interdisziplinären Kooperation zur Verfügung gestellt wird. Die damit verbundenen Sinnfragen

<sup>20</sup> Hier fehlt die Quelle

zur eigenen Disziplin und deren Existenzberechtigung sowie Rechtfertigungen kostenloser Aneignungen sind oben angesprochen.

Hierarchisierung soll nun bedeuten (und wir ersetzen A bzw. B durch „VWL“ resp. „Soz“), die Resultate der Disziplin VWL- ihr Output – nunmehr als kostenloser Input der anderen Disziplin Soz zur Verfügung zu stellen. Der externe positive Effekt besteht im Erkenntnisgewinn von VWL, an dessen Entstehung die nutzende Disziplin Soz selbst nicht beteiligt war, darauf aufbauend ihn aber als Input zur Weiterentwicklung nutzen kann. Anschließend wird es zu einem wissenschaftlichen Output von Soz führen; als Folge der eigenen Wertschöpfung. Diese Verfahrensweise gilt selbstverständlich auch umgekehrt und kann so zusammen gefasst werden zu einen „alternierenden Input-Output-Model der Sozialökonomie“ (siehe untenstehende Grafik). Diese Organisation von „Interdisziplinarität“ ist produktiv. Bei ausschließlicher monodisziplinärer Forschung und Lehre stellt das Ergebnis bereits den Output dar und ist im Augenblick der Erstellung bzw. des Abschlusses das konsumtive Endprodukt. Ein etwaiger externer positiver Effekt“ ist nur schwer zu begründen, zumindest eher eng, da Produzent und Abnehmer identisch sind, also der gleichen Disziplin entstammen. Wenn aber in der vorgeschlagenen hierarchischen Vernetzung der Output sowohl Endabnehmer der gleichen Disziplin befriedigt, aber eben auch als Input der „weiterverarbeitenden“ anderen Disziplin zur Verfügung gestellt wird, haben wir im letzteren Fall eine Realisierung von klassischer „Produktivität“. Die Verarbeitung des Inputs führt über wertschaffenden Arbeitsaufwand zu einem neuen Output.

### Konstruktion von „Sozialökonomie“ unter Beteiligung der Fächer Volkswirtschaftslehre und Soziologie



Wir greifen also die „Theorie der externen Effekte“ aus den Wirtschaftswissenschaften auf, die die ausschließlich private Erfassung, Aneignung und Rechenhaftigkeit in Frage stellen. Eine exemplarische Betrachtung ausgewählter Untersuchungsfelder lässt vermuten, dass das Verbleiben in privater Berechnung Phänomene des Zusammenhangs von Produktion und Reproduktion nicht befriedigend (=vollständig) zu behandeln vermag.

Diese Struktur könnte in einem Lehrbetrieb in Abhängigkeit von der zur Verfügung stehenden Semesterzahl erneut abwechselnd. Interdisziplinäre Zusammenarbeit respektiert damit die Eigenständigkeit der beteiligten Wissenschaftsdisziplinen. Die Kooperation und Gewinnung ihrer Erkenntnisse folgt einer Organisation, in der die beteiligten Disziplinen ihre Teilergebnisse als Outputs verstehen und diese der je anderen Disziplin als Inputs zur Verfügung stellen. Diese sind wiederum die Grundlage, auf der die wertschaffende Outputerstellung der je anderen Disziplin erfolgt.

## **7 Fazit: Essentials für den Titel „Sozialökonomie“**

Der eingangs vorgestellte Suchprozess nach einer Erfassung von „Sozialökonomie“ ist nur bei einem Zwischenhalt angekommen. Folglich kann bisher gelten:

1. Sozialökonomie ist kein Instrumentarium. Die je eigenen Wissenschaftsdisziplinen haben ihr Instrumentarium, also ihre Methodik, ihre Fachbegriffe und Analytik, die sie einbringen, nicht aber aufgeben müssen. Die Fähigkeit der vorhandenen Sozialwissenschaften zur Gesellschaftsanalyse i.w.S. ist im Rahmen der kurzen Ausführungen belegt worden. Die Enttäuschungen über die Sozialwissenschaften sind also nicht ihnen selbst erwachsen, sondern aus ihrer Anwendung unter gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen.
2. Der „doppelte Blick“ kann als Metapher für Sozialökonomie erhalten. Sozialökonomie unterliegt dem doppelten Auftrag der Analyse des Bestehenden als auch des Möglichen; beides Kategorien eines jeden Untersuchungsgegenstandes(-feld).
3. Sozialökonomie ist Kritik möglicher Blockaden des „Möglichen“. Dabei ist offen zu legen, nach welchen Regeln und Bewertungen überhaupt Kritik erfolgt.
4. Sozialökonomie muss als Korrektiv um einen Publikumsbezug bemüht sein.
5. Sozialökonomie unterstellt gesellschaftlich konstruierte Akteure mit historischer Einordnung.
6. Sozialökonomie ist Gesellschaftsanalyse.
7. Sozialökonomie ordnet sozialwissenschaftliche Phänomene historisch ein.
8. Sozialökonomie ist nicht additive Kooperation, sondern integrierte Kooperation.
9. Die konkrete Organisation von Sozialökonomie im Lehr- und Forschungsprozess folgt einem Netzplanmuster: Jeweilige Teilergebnisse einer beteiligten Disziplin („Teiloutput“) werden der anderen Disziplin als „Teilinput“ zur darauf aufbauenden Weiterverarbeitung übertragen.